

06 | **Kölnner Stadtanzeiger** Magazin

Samstag/Sonntag, 1./2. November 2014 - Nr. 254 | 05



Tina und Benedikt Geldmacher im Garten ihres Hauses: Ein seltsam heller Ort, um über das Dunkelste zu reden, das Eltern passieren kann

Die Lücke

Tom war ein lustiges Kind. Dann starb er mit vier Jahren an Krebs. Das Porträt einer Familie, die sich seither gegenseitig hält

VON MICHAEL AUST (TEXT) UND MAX GRÖNER (FOTOS)

Benedikt Geldmacher steht vor einem Ficus, als der Anruf kommt. Die Pflanze gehört zur Inneneinrichtung der Verkehrszentrale in Süßbessen, in der der 34-Jährige gerade frisch von der Uni, seit einigen Wochen arbeitet. Seit diesem Tag im Februar 2005 sind ihm die Zimmergewächse verhasst, sagt Geldmacher. „Ich bin dankbar, dass die Zentrale im Gebäudewand umgezogen ist und den Ficus nicht mitgenommen hat. Ich sehe ihn immer noch vor mir und höre Tina sagen: Wir müssen morgen in die Onkologie.“

Tina Geldmacher sitzt an diesem Aschermittwoch mit dem gemeinsamen Sohn Tom im Behandlungszimmer einer Kinderärztin in Köln. Der Dreijährige fühlt sich schlapp, länger schon. Er hat eine Beule an der Schläfe, die nicht verschwinden will. Es sieht aus, als hätte er sich irgendwo gestoßen.

Kurz vor Karneval war die Kinderärztin unsicher geworden. Sie lässt ein Blutbild machen, die Werte sind in Ordnung. Wenn die Malignität anhält, soll Tom wiederkommen, dann wird ein großes Blutbild gemacht. Doch schon am Karnevalsdienstag ruft die Ärztin wieder an. „Sie sagten: Das ist nur alles zu komisch. Kommen Sie bitte schon morgen vorbei“, erinnert sich Tina Geldmacher. Am Morgen des Aschermittwoch ist sie mit Tom nur kurz in der Praxis, dann schreibt ihnen die Ärztin eine Überweisung. Die Kinderklinik soll sich den Jungen anschauen. Dort hat man 2005 noch keinen Kernspintomografen. Deshalb verweist man Tom weiter an die Uniklinik.

Ärztenter im Körper
Bis zu diesem Tag ist der Dreijährige ein normales Kind. Er teilt sich ein Doppeltüchchen mit seiner Zwillingsschwester Lucie. Seine Lieblingsgerichte sind Nudeln mit Tomatensauce, Nudeln-Tost, Mais mit Kartoffelbrei. Der Dreijährige ist ein Beobachter, der „sitzt und guckt“, aber sehr lustig sein kann, sagt seine Mutter. Er sieht Lucie ähnlich, wie das bei Geschwistern so ist. Aber am meisten ähnelt er seinem Vater.

In der Uniklinik wird Tom von einer Station zur nächsten geschickt. Zwischen den Untersuchungen sitzt er mit seiner Mutter im Flur. Plötzlich öffnet sich eine Tür und der behandelnde Arzt kommt mit einem älteren Kollegen mit Bart auf sie zu. Der Bärtige stellt sich als Professor Berthold vor. Er sagt: „Ach, du bist also der Tom!“ In diesem Moment sei sie unruhig geworden, sagt Tina Geldmacher. „Ich habe gedacht: Was um kennt der jetzt seinen Namen?“ Der Arzt blüht Mutter und Kind ins Büro. „Wenn unsere Vermutungen stimmen, ist Tom ein sehr krankes Kind“, sagt er noch auf dem Flur. „Was für Vermutungen?“ platzt Tina Geldmacher im Sprechzimmer heraus. Heute kommt ihr die Frage fast lächerlich vor, sagt sie. „Ich hatte komplett ausgeblendet, dass wir auf der Station für Kinder-

onkologie waren. Man blendet in dieser Situation ja alles Mögliche aus.“ Wenig später klingelt im 200 Kilometer entfernten Hessen ein Handy. „Wir müssen morgen in die Onkologie.“

hand erkranken daran rund 200 Kinder pro Jahr. Rechnet man die Leukämie und andere Krebsarten hinzu, zählt man 1800 Kinderkrebskrankungen jährlich. Allerdings ist das Neuroblastom dürrarer für etwa die Hälfte der Todesfälle verantwortlich. Der Krebs entwickelt sich meist im Bauchraum. Sind bereits Metastasen erkennbar, ist die Erkrankung weit fortgeschritten.

Die Mediziner taxieren die Chance, dass Tom den fortgeschrittenen Tumor überlebt, auf 50 Prozent. Eine Zahl, die den Geldmachers fast gleichgültig ist. „Bei 99 Prozent hätten wir uns vermutlich dieselben Sorgen gemacht“, sagt Benedikt Geldmacher, der jünger wirkt mit seinen 40 Jahren, der schwarzen Brille und den über den Scheitel fallenden blauen Haaren. „Wenn ein Attentäter in eine Schule mit 100 Kindern kommt und nur ein Kind erschießt – ist man dann entspannt, wenn das eigene Kind auf dieser Schule ist?“ Das lasse niemanden kalt, egal wie die Prognose ist.

Direkt nach der Diagnose machen die Geldmachers etwas, das nicht alle in ihrer Situation tun würden: Sie schreiben eine Rundmail. Freunde, Verwandte und Kollegen sollen wissen, dass der kleine Tom schwer erkrankt ist. „Wir hatten keine Lust darauf, am Telefon immer dieselbe Frage zu hören: Wie geht's? zu beantworten und alles wieder erzählen zu müssen“, sagt Tina. Sie setzen alle Namen in den Verteiler, die ihnen wichtig erscheinen. „Die waren da drin, ob sie wollten oder nicht“, sagt Benedikt. „Die meisten fanden unsere Offenheit super. Es war klar, wir traten uns darüber zu sprechen.“

Tom Geldmacher ist am 13. Juli 2005 gestorben. Neun Jahre später wollen die Geldmachers wieder reden. Es hat sich viel verändert seither, viel zu viel, als dass man in einem Gespräch oder einigen Telefonaten schildern könnte. Deshalb haben wir Tina und Benedikt Geldmacher in diesem Son-



Benedikt und Tina Geldmacher vor einem Foto ihres Sohns



Wirbel DOC
Ihr Rückexperte
Jetzt kennenlernen:
WirbelsäulenScan nur 29€

Für ein schmerzfreieres Leben!
Amerikanische Chiropraktik kann helfen: Ohne Medikamente, Spritzen, Cortison und Operationen.

Jetzt Termin vereinbaren!
0221 - 801 449 60
E-Mail: info@wirbeldoc.de

Wirbeldoc GmbH
Josef-Haubrich-Hof 3
50676 Köln
www.wirbeldoc.de

mer immer wieder getroffen. Wir haben in ihrem Garten gesessen und mit ihnen auf einem Kongress Krebsforschern zugehört. Wir sind im Regen über den Friedhof gelaufen und standen in der lärmenden Küche eines Hauses in Köln, in dem ein Dutzend Väter und Mütter krebskranker Kinder zusammen wohnen. Wir wollten wissen, wie Eltern – mit etwas Abstand – über den Tunnel berichten, in dem sie nach dem Tod eines Kindes verschwinden. Ob es diesen Abstand überhaupt gibt. Ob man den Tunnel je verlässt.

Geburtstag in der Klinik

Es ist Anfang Juli und heiß in Köln-Zollstock. Wir stehen im Esszimmer der Geldmachers vor einer Fotowand. Auf dem ersten Bild: ein blonder Junge mit strubbeligen Haaren in der Manege eines Zirkuszelt. Er lächelt ein stolzes Kleine-Jungen-Lächeln. Hinter ihm ein Elefant mit riesigen Stoßzähnen. Auf dem zweiten Foto derselbe Junge. Seine Haare sind kurz. Er sieht blass aus, ernster als neben dem Elefanten. Die dritte Aufnahme zeigt ein Flussbett mit Kiesel. In der Mitte ein sechseckiger, weißer Stein. Jemand hat den Namen „Tom“ darauf geschrieben.

Die ersten zwei Erinnerungsbilder stammen aus den Jahren 2004 und 2005. Sie stecken neben anderen Familienfotos in einem durchsichtigen Foto-Vorhang. Das dritte, eine Aufnahme aus einem Familienurlaub vor einigen Jahren, ist gerahmt. Wenn die Geldmachers morgens vom Frühstückstisch aufstehen und zur Haustür gehen, kommen sie an den Bildern vorbei. Sie haben sich an sie gewöhnt, so wie sie sich an das Fehlen des Jungen auf dem letzten Bild gewöhnen mussten. An das Leben ohne Tom.

Wir gehen in den Garten, eine langgestreckte Parzelle, an deren hinterstem Ende ein Holztisch steht. Es ist kurz nach zwei, keine Wolke fliegt über den Himmel. Die Sonne scheint so prall, als puste einem ein Heizstrahler seine Hitze direkt an den Kopf. Eine seltsam grelle Umgebung für ein Gespräch über das Dunkelste, was Eltern passieren kann.

Im Frühjahr 2005 bekommt Tom fünf Blöcke Chemotherapie. Nach Hause darf er nur, wenn seine Blutwerte okay sind. Zunächst sieht es so aus, als bilde sich der Krebs zurück. Die Familie fasst Mut. Die Medikamente, die oft tagelang über einen Tropf in Toms Körper

laufen, schlagen an. Die Beule am Kopf ist eines Morgens verschwunden. Seinen vierten Geburtstag feiert Tom in der Klinik. Lucie und ein Kindergarten-Freund kommen zu Besuch.

an diesem Julitag alles Farbige von ihm ab. Er wird dumpf, schwarz wie ein Tunnel, in dem das Licht ausgefallen ist. Nicht-Wahrhaben-Wollen, Wut, Ruhelosigkeit, die Suche nach einem Schuldigen –



Foto an der Bilderwand: Am meisten ähnelte Tom seinem Vater.

Tom wollte wohl nicht im Krankenhaus sterben. Er wollte nach Hause

Sobald es die Therapie erlaubt, erfüllen die Geldmachers ihrem Sohn seinen Wunsch: nach Hause zu fahren. Dann, im Juni, der Rückschlag. Kurz bevor eine Stammzelltransplantation stattfinden kann, bekommt Tom wieder Schmerzen. Der Tumor wächst.

Und dann kommt der 13. Juli 2005. Am Morgen bringt ein Bote aus der Apotheke ein Perfusionsgerät mit Ständer in die kleine Wohnung der Geldmachers am Rathenauplatz. Im Kühlschrank liegen Ampullen mit Schmerzmitteln. Am Nachmittag fahren Tom und Tina mit einem Krankenwagen vor. „Am Abend ist er bei uns ganz friedlich gestorben, alle waren wir da“, sagt Tina. „Tom wollte wohl nicht im Krankenhaus sterben. Er wollte nach Hause.“

Im Tunnel

Der Schock wandelt sich. „Er setzte sich in neuen Dimensionen fort“, sagt Benedikt. War der Schock in den Wochen nach der Diagnose grell und stechend, fällt

solche widerstrebenden Gefühle suchen Trauernde kurz nach dem Tod eines geliebten Menschen heim. Aber jeder trauert anders.

„Du hast dich erst mal festgehalten an deiner Arbeit“, sagt Tina. „Ich habe ganz lange in dieser Käseglocke gesessen, in diesem Wattedeusch.“ Die Freunde und Verwandten, die von den Geldmachers so früh über Toms Krankheit informiert wurden, fangen sie jetzt auf. Eine Freundin fliegt mit Tina in den Herbstferien nach Mallorca, eine andere kümmert sich um Lucie. Danach fährt Tina mit ihrer Tochter und einer Freundin noch einmal weg aus Köln. „Das war gut. Aber ich war wie paralysiert.“

Das unwirkliche Gefühl verschwindet auch 2007 nicht, als Michel geboren wird, das dritte Kind der Geldmachers. Bis 2009 habe sie „eigentlich nur funktioniert“, sagt Tina. In diesem Jahr sterben ihre Oma und ein Neffe. „Dann habe ich – endlich – einen Zusammenbruch gekriegt. Und konnte dann neu Anlauf nehmen. Man

kann auch sagen: Dann habe ich erst richtig angefangen zu trauern.“ Im selben Jahr kündigt sie ihre Stelle als Lehrerin.

„Während Toms Therapie bin ich überhaupt nicht zum Nachdenken gekommen“, sagt Benedikt. „Dann stirbt dein Kind, nachdem du dich überhaupt nicht vorbereiten konntest. Danach wieder in den Alltag zu finden, dazustehen und irgendwas zu machen, ist sehr schwer.“ Man funktioniere eben. „Ich glaube, wir haben es immer noch gut hingekriegt, für Lucie da zu sein. Das hat uns von dem Schock vielleicht teilgeheilt. Lucie war ja plötzlich nur noch 50 Prozent eines Zwillingspaars, das nicht mehr wusste, wo die andere Hälfte geblieben ist.“

Lucie ist dabei, als ihr Bruder stirbt. Zusammen mit den Eltern bemalt sie später den Sarg. Im Bestattungsunternehmen schaut sich die Vierjährige die Leiche noch einmal an. „Wenn andere Kinder gefragt haben, haben wir es erklärt, soweit wir es konnten“, sagt Tina. „Da hat sie die Ohren gespißt. Selbst gefragt hat Lucie nicht, und wir haben ihr auch nie Gespräche aufgezwungen. Sie weiß, dass sie immer fragen kann.“

Wir trinken Tee, in der Sonne im Garten des neuen Hauses, in dem die Geldmachers seit einigen Jahren wohnen, in einem anderen Stadtteil, einem anderen Leben, neun Jahre später, und Benedikt Geldmacher sucht in seinem Kopf nach den richtigen Worten. „Wenn dein Kind stirbt, ist das etwas, das man ... wir waren Anfang 30, das ist definitiv zu früh.“ Und Tina, im Brustton der Überzeugung: „Das gehört sich nicht.“

Schon kurz nach Toms Tod haben die Geldmachers feste Termine. Die Beerdigung muss geplant, Fragen müssen beantwortet werden. Wie soll man Weihnachten feiern? Wie den ersten Todestag begehen? Rituale helfen, glaubt Tina. Vor allem, weil sie vom Erinnerungszwang entlasten. „Das sind feste Momente, an denen man sich erinnern kann, ohne dass man sich ständig erinnern muss.“ Kein Mensch halte es körperlich und seelisch aus, jahrelang in gleichem Maße zu trauern. Sie muss es wissen. Auch, weil sie seit kurzem als Trauerbegleiterin arbeitet.

Feiern im „Elternhaus“

Im August treffen wir uns am Rande der Kölner Uniklinik. Hier steht das „Elternhaus“, ein dreistöckiges Gebäude mit Runddach und schrägen Balkonen. In den Jahren

08 | **Hilferr** **Staurer** Magazin

Samstag/Sonntag, 1./2. November 2014 – Nr. 254 | 09

sicht Toms Tod ist es so etwas wie die zweite Heimat der beiden Geschwister geworden. Noch 2005 trafen beide in den Förderverein für krebskranke Kinder ein, der das Haus 1998 gebaut hat. Tina sitzt inzwischen im Vorstand des Vereins, arbeitslos chronisch im Büro. Benedikt kümmert sich als Vorstandsmittglied der Deutschen Kinderkrebsstiftung um die Forschungsförderung. Die Krankheitsanamnese der Sohn starb, lässt den beiden bis heute keine Ruhe.

„Eltern, deren Kinder in der Onkologie behandelt werden, können während der Therapie im Elternhaus wohnen, wenn sie zu weit weg leben“, erklärt Tina, als wir zusammen durchs Haus gehen. Es gibt 15 Apartments, ein Spielzimmer mit Kautschu, Pappstube und Kletterstift, Büros und einen Gemeinschaftsraum mit chronisch-bindernde Theke, in dem „viel gelebt wird“. Im Erdgeschoss sind Erdgeschoss duftet ein Radio, an einem Tisch sitzt ein Elternpaar mit zwei Kindern, die an ihren Tablets spielen. Tröblicher Lärm. In der großen Küche stehen zwei Spülmaschinen neben gestapelten Kühlschranktüchern, die wie in einer WG mit Namen beschriftet sind. Dass die Türe zum Küchenhof geschlossen bleiben soll, kann man auf Deutsch, Englisch und Russisch lesen. Die Besetzung des „Elternhauses“ ist international.

Die Chancen, dass ein Kind ein Neuroblastom überlebt, sind zwar in den vergangenen Jahre gestiegen, bei manchen Krankheitsverläufen aber immer noch gering.

Raum für Betroffene: Das „Elternhaus“

Kranke Kinder und Jugendliche brauchen ihre Eltern. Das gilt besonders, wenn sie Krebs haben und monatelang stationär behandelt werden müssen. Das Kölner „Elternhaus“ bietet Vätern und Müttern krebskranke Kinder seit 1998 ein Zuhause auf Zeit. Getragen wird es vom Förderverein für krebskranke Kinder e. V. Köln, der sich ausschließlich über Spenden finanziert.

www.krebskranke-kinder-koeln.de

Das Elternhaus wurde auch von der „Kölnner Stadt-Anzeiger“-Aktions „Wir helfen“ unterstützt, die jährlich zum Spenden für Kinder und Jugendliche in Not aufruft.

www.ksta.de/wirhelfen

Wenn noch Hoffnung auf Heilung besteht, gibt es immer Menschen, die Mut machen. Hat ein Kind aber den Kampf gegen den Krebs verloren, ziehen sich Bekannte oft zurück. „Die Beschäftigung mit dem



Die Goldmachers engagieren sich seit Jahren gegen den Krebs.

„Wir haben drei Kinder, aber eins ist leider gestorben.“ Das Schweigen in der Runde ist mit Händen zu greifen

Tod ist in unserer Gesellschaft ganz weit weg“, sagt Tina. Rituale wie das kirchliche Seelen-Wochenamt und die schwarze Trauerkleidung? Längst nicht mehr verbindlich. Aber wie sollen Eltern mit ihrem alles bestimmenden Thema umgehen? Wie darüber sprechen?

Der Gesprächsrat im „Elternhaus“ liegt direkt unter dem Dach. Hier, in ihrem Büro zu Hause, bei Klienten oder auch in Schulen bietet Tina inzwischen Seminare über das Trauern an. Hat der neue Beruf mit der eigenen Geschichte zu tun? „Bestimmt auch“, sagt sie. „Ich war aber auf der Suche nach einem neuen Weg.“ Aber dass es dann die Selbstständigkeit geworden sei, habe sich eben ergeben.

Der Stress, den der Umgang mit dem Tabu auslöst, macht sich für sie an einer Frage fest: „Und wie viele Kinder haben ihr?“ So wenig Benedikt noch Ficus-Bümmchen sehen mag, so sehr ist Tina diese Frage verlasst. Erinnert er sich in Jahren, sitzt sie mit Michel und anderen Müttern mit Baby in einer

Kreiselgruppe. Erste Stunde, Vorstellungsrunde. Als Tina an die Reihe kommt, sagt sie: „Wir haben drei Kinder, aber eins ist leider gestorben.“ Das Schweigen in der Runde ist mit Händen zu greifen.

Zwei Ballons

Eine Frage, die Tina und Benedikt direkt nach Toms Tod beantwortet werden mussten: Soll der Vierjährige auf dem Kinderfeld beerdigt werden oder in einem Familiengrab? Wir dachten: Tom wird natürlich in unserer Erinnerung mit der Zeit wachsen, wir sehen ja seine Zwillingsschwester“, sagt Benedikt. Trotzdem sei er ja ein Kind gewesen, als er gestorben ist. Daher das Kindergrab. Geht es nach der Friedhofsordnung, könnte das kleine Färglein mit den Schwabengenen und der Azalee schnell im nächsten Sommer verschwinden. Auf Melaten darf man Gräber laut Satzung nur zweimal für je zehn Jahre machen. 2015 ist der dritte Zyklus vorüber. Die Goldmachers wollen die Pacht verlängern.

Lucie ist nicht mit dem Friedhof. Sie ist inzwischen 13, ihr kleiner Bruder Michel sieben. „Lucie ist sehr höflich, kann aber Friedhöfe überhaupt nicht leiden“, sagt ihr Vater, als wir die Allee auf Melaten zum Ausgang zurückschlendern. Sie hat verstanden, dass Friedhof so etwas ist wie ein Museumsbesuch: Man kommt nicht drum herum, aber es ist nichts, wo sie sehr gern hingeht.“

Auch Tina und Benedikt gehen nicht jede Woche ans Grab. Es gibt andere Orte, an denen sie sich an Tom erinnern. Ein Datum aber ist fest geplant: Am Toms und Lucies Geburtstag pilgert die ganze Familie auf Melaten. Früher, in jenem anderen Leben, haben die Zwillinge am Morgen einen mit Helium gefüllten Luftballon geschenkt bekommen. Seit Toms Tod taucht beim Frühstück nur noch ein Ballon am Stuhl. Dafür sucht Lucie nach dem Tischhahnen im Läschen einer zweiten aus. Dann haben alle zum Grab. Und binden ihn an Kreuz fest.

„Es ist schön zu sehen, dass es offenbar viele Leute gibt, die immer noch an Tom denken.“ Menschen wie die Leiterin seines Kindergartens, die das Grab regelmäßig besucht.

Benedikt, der mit der einen Hand den Schirm hält, zeigt mit der anderen auf einen Schmetterling: „Den hat Michel hier hin gelegt, als er ihn nicht mehr brauchte.“ Den Trecker daneben habe Lucie gebracht. „Wenn sie ein Spielzeug bekommen hat, haben wir Tom das gleiche gekauft und es aufs Grab gelegt.“ Auch Körnerungen aus Urfaulen wie Muscheln und Sand tragen die Goldmachers regelmäßig auf den Friedhof.



Jedes Jahr zum Geburtstag der Zwillinge bringt die Familie einen Luftballon an Toms Grab auf dem Melaten-Friedhof.